

# Feuilleton

## Da hab ich was Eigenes

Lebenslüge der Fünfzigjährigen: So vorbildlich, wie sie tun, sind Karrierefrauen oft gar nicht. Warum haben sie es sonst nötig, ihren Lebenslauf zu glätten?

Sie sitzen in der Zwickmühle. Für gutausgebildete Frauen jenseits der 50 gab es seinerzeit weder Quoten noch Mentoring, die Kita hieß noch Kindergarten, eine Betreuung vom Säuglingsalter an galt diesen Müttern als Zumutung, nicht als Chance. Mehr oder weniger im Konsens mit dem bürgerlichen Umfeld, blieb man nach dem Studium, der Berufsausbildung oder ersten Gehversuchen am Arbeitsplatz doch erst einmal zu Hause. Die meisten hätten, ohne zu zögern, die Formulierung aus einem Roman des Yale-Professors Stephen Carter unterschrieben. „Kinder verdienten es, dass sie ihnen die besten Jahre ihres Lebens“ widmeten.

Doch der Wind hat sich gedreht. Heute gilt es, sich mit beruflichen Meriten zu schmücken; auch ein gut verdienender Ehemann kann das nicht kompensieren. Das Ehrenamt kann man sich so zwar leisten, es bietet mitunter sogar Personalverantwortung, aber ein echter Ersatz für eine echte Arbeit ist es dennoch nicht. Kompromissjobs dieser Art gibt es einige, die Details werden in Gesprächen oft schamhaft umschifft, solange man nur ein wenig mitreden kann. Nach außen geben sich die Frauen verzweifelt vielbeschäftigt; offenkundig ist es ihnen peinlich, keiner Vollzeitstätigkeit nachzugehen, keine bezahlte Arbeit zu haben oder keine, die ihren Qualifikationen angemessen wäre.

Nach der Kinderphase hat diesen Müttern niemand einen roten Teppich ausgerollt, für so manche Ambition war es zu spät; und mit Engagement für Kinder und Familie lässt sich heutzutage allerdings kaum noch punkten. Daher hübschen sie das eigene Tun auf, simulieren vor allem Zeitmangel, das Insignium der Berufstätigen. Diejenigen, die dennoch den Spagat zwischen Familien- und Berufsleben meisterten, taten dies oft ungefordert und im Alleingang. Davon zeugt nicht zuletzt die augenfällige Vermehrung der Freiberufler, wie das Institut für Freie Berufe nachweisen kann: Zwischen 2005 und 2015 hat sich zum Beispiel in Bayern deren Zahl fast verdoppelt – ein Zuwachs, der in allererster Linie den Frauen geschuldet ist. Von 1988 bis 2015 erhöhte sich der Prozentsatz der Ärztinnen unter den Niedergelassenen von 21 auf 38, Anwältinnen kamen von 5 auf mehr als 14 Prozent; Notarinnen gelang es, von zunächst einem Prozent einen Anteil von heute fast einem Fünftel der Sitze zu erobern. Selbst die unter den Freiberuflern schon immer zahlreich vertretenen Publizistinnen und Künstlerinnen legten noch einmal zu und haben mittlerweile ihre männlichen Kollegen mit Quoten jenseits der fünfzig Prozent überflügelt.

Die vergleichsweise freie Zeiteinteilung, die Chance, das Auftragspensum dem Entwachsen der Kinder anzupassen, bieten diese Berufe eben eher als andere, noch dazu gepaart mit großer Eigenständigkeit. Dies waren und sind – neben dem Lehrerberuf, dem Beamtinnenstatus oder einer sonstigen Tätigkeit mit Wiedereinstiegsoption – die Sparten, die vor allem für Akademikerinnen attraktiv waren.

Gleichwohl schafften es später nur wenige in Führungspositionen, allenfalls dort, wo keine formale Qualifikation erforderlich ist, also vorzugsweise in der Politik. Frau von der Leyen und ihr Pendant auf Landesebene, Martina Münch in Brandenburg, sind bekannte Beispiele dafür, dass Müttern ein Quereinsteigen in Ministerämter auch ohne die übliche Ochsenschweifung gelingen kann. Ungeachtet solcher Erfolge neigen sie ebenso zum Negieren ihrer Erziehungspausen wie die Altersgenossinnen mit weniger Glück. Antje Schmelcher hat in dieser Zeitung rekonstruiert, wie geradlinig Frau von der Leyen ihre Karriere inszenierte (F.A.S. vom 15. April 2007): Aus der Kinderpause mit Ehemann im Ausland wird der „Aufenthalt in Stanford“, eine Bezeichnung wie „Gasthörerin“ hätte da womöglich irritiert. Frau Münch, ebenfalls gelernte Ärztin, kam dank eines Zufalls, der Regierungskollegen zum Rücktritt zwang, als Nachrückerin ins Bildungsministerium und konnte so die Hausfrauen-Isolation entinnen – die Mütterkarte will sie gleichwohl nicht spielen.

Was hat es für Folgen, wenn die einen, die viel erreicht haben, dies als bruchloses Fortkommen in Szene setzen, ohne zuzugeben, dass Zufall, Glück und ein einflussreiches Netzwerk die Hand im Spiel hatten? Und was bewirken die anderen, die es nicht ganz so gut trafen, aber jetzt so tun, als wären sie ebenfalls glanzvoll und ganztags tätig? Beruflicher Erfolg, große Familie – die Gewinner takes it all. So ermuntern sie die Jünge-

ren jovial, lassen sich von beflissenen Gleichstellungsbeauftragten zu Vorbildern stilisieren und klopfen sich im Zonta-Frauenclub gegenseitig auf die Schulter. Sie legen falsches Zeugnis ab vor ihren aufstrebenden Geschlechtsgenossinnen, die sich zwischen Kindern, Partnern und beruflichen Träumen zerreißen, den Blick fest auf die vermeintlichen Allrounderinnen gerichtet.

Andere haben vielleicht infolge ständigen Aufschubens ihres Kinderwunsches den richtigen Zeitpunkt verpasst, ein Umstand, den unlängst Sahra Wagenknecht bewundernswert aufrichtig bedauerte. Weil viele Frauen inzwischen genau wissen, was mit Doppelbelastung eben doch nicht möglich ist und sich hinter politischen Vereinbarkeitsfloskeln allzu oft unerreichte Paralleluniversen verbergen, schieben sie ihren Kinderwunsch hinaus, die Angst im Nacken. Sie wagen erst an Nachwuchs zu denken, wenn der Hauptkarrieresprung gemeistert ist. Nur daured der Qualifikationsmarathon in komplexen Arbeitswelten immer länger, und immer öfter verlieren sie diesen Wettlauf mit der Zeit; die Reproduktionsmedizin rettet die Sache meistens nicht. Mentoring-Angebote, Förderprogramme, Eizell-Konservierung und andere Versprechen machen mit manchen Frauen, was Taser im Schlachthof tun: Das Vieh ist eigentlich erschöpft, aber der Elektroschocker zwingt es die Rampe hoch.

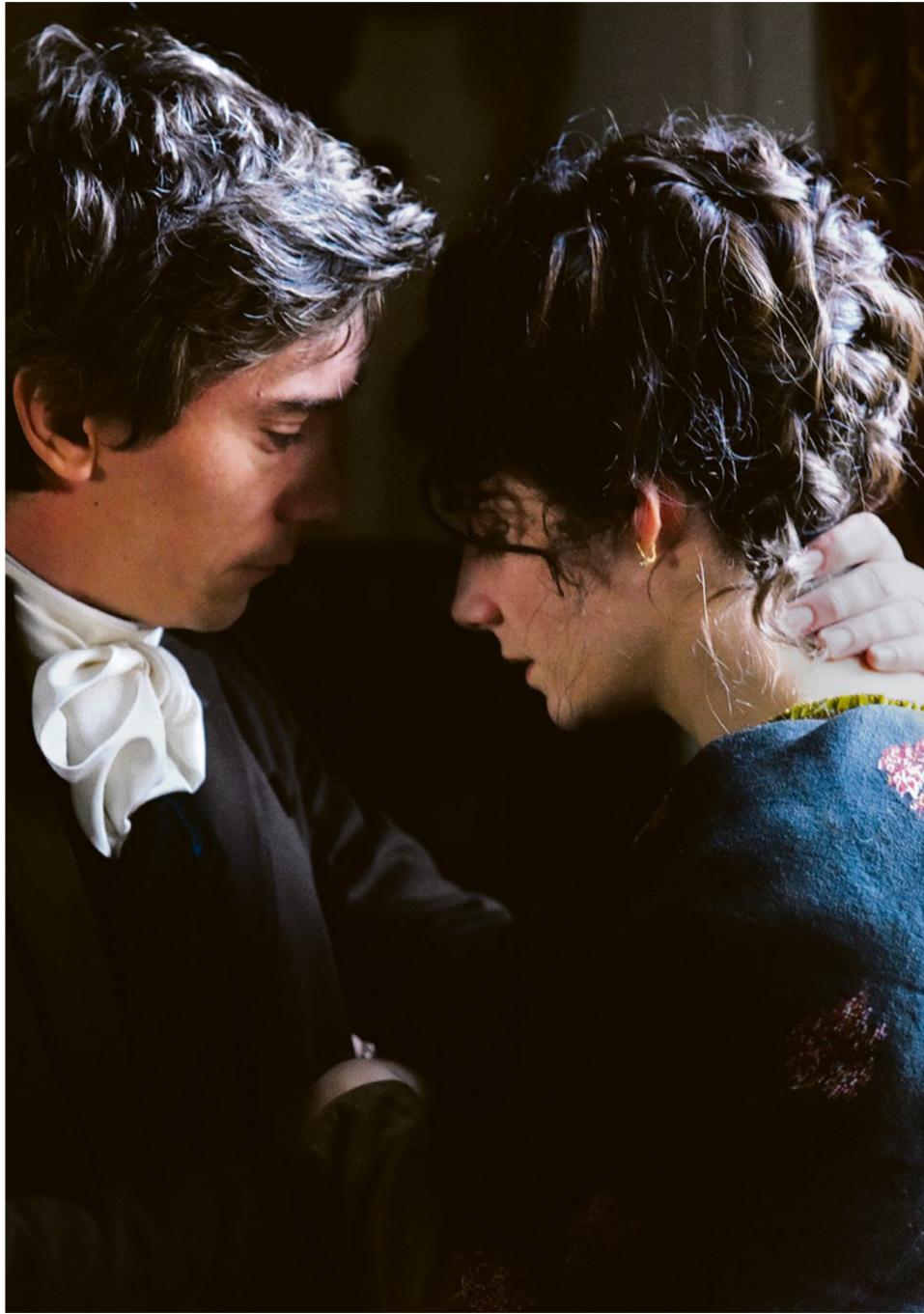
Da sich die ältere Frauengeneration im Kotau vor dem Zeitgeist nicht mehr dazu bekennen mag, einst für die Kinder optiert zu haben, fehlt denen, die das heute gerne täten, jegliche Rückendeckung. Das spielt einer Ideologie in die Hände, die keine Lösung kennt außer der Fremdbetreuung von der Geburt an. Keine politische Richtung wagt es derzeit, ein Schema zu durchbrechen, das Frauen und Familien eine Gleichzeitigkeit aufzwingt, die obsolet sein könnte. Von 1993 bis 2014 ist die Lebenserwartung weltweit um sechs Jahre gestiegen, lange genug, um ein Kind bis zur Grundschulzeit komplett zu Hause zu betreuen und immer noch genauso lange zu arbeiten wie alle anderen – nur eben später. Da geht sogar noch mehr. 1993 lag das durchschnittliche Renteneintrittsalter in Deutschland laut statista.de bei 63 Jahren, 2016 bei 64,1, ein deutsches Frauenleben währt jedoch im Mittel mit 89 Jahren schon heute ein Vierteljahrhundert länger.

Jedes zweite Kind der jenseits von 2007 geborenen hat sogar eine Lebenserwartung von mehr als hundert Jahren. Das verschafft genügend Zeit, um die Lebensarbeitszeit zu splitten. Betagte Männer haben kein Problem damit, spät noch einmal anzugreifen. Gerade schickt sich der einundachtzigjährige Helmut Markwort an, ein FDP-Landtagsmandat in Bayern zu holen. Er hätte somit gute Chancen, als Politiker in punkto Alter sogar Adenauer zu übertrumpfen. Und wenn die CDU Volker Kauder im Herbst nicht mehr als Fraktionsvorsitzenden bestätigt, wird es jedenfalls nicht daran liegen, dass er stramm auf die siebzig zugeht.

Auch jenseits der Politik lockt Arbeit für die *silver ager*. Zur Zeit sprießen Stellenofferten für bereits pensionierte Professoren wie Pilze aus dem Boden. Aber die Berufungsgrenzen anzuhängen, damit sich auch Frauen, die später durchgestartet sind, überhaupt erst einmal für eine Professur bewerben könnten, daran denkt offenbar niemand. Keiner kommt dem Einspruch, dass solch anspruchsvolle Forschertätigkeiten kein Aussetzen erlauben. Wie viele Wissenschaftler waren jahrelang in Krieg und Gefangenschaft und haben dennoch in der Nachkriegszeit hochkarätige, ja nobelpreisverdächtige Labore aufgebaut. Heute hingegen zählt einzig die frühe Vollendung. Kinder zuerst, Karriere später – das bleibt schlicht deshalb ein utopisches Konzept, weil die Profilierung von Müttern niemandem eine Agenda wert ist.

Dabei weist das Statistische Bundesamt aus, dass immer mehr ältere Menschen immer länger arbeiten. Von 2005 bis 2014 hatte sich die Zahl derer, die von 65 bis 69 einer Erwerbstätigkeit nachgingen, verdoppelt. Für rund 35 Prozent war diese Arbeit sogar die Haupterwerbungsquelle, darunter in der Mehrzahl selbständige Tätigkeiten. Mithin ließe sich das Arbeitsleben, just für gut ausgebildete Frauen, entzerren, was für die reproduktive Phase nicht gilt – die Eizellreserve ist mit Mitte dreißig so gut wie aufgebraucht, Gehirnzellen halten hingegen viel länger durch. Aber selbst für kreativ-flexible Konzepte wie Arbeitszeitkonten scheinen Mütter nicht die bevorzugte Zielgruppe zu sein.

Zwar nehmen immer mehr Menschen eine berufliche Auszeit; Frau Nahles plante 2017 sogar, ein Sabbatjahr finanziell zu unterstützen, weil doch viele die „schönen Dinge des Lebens“ nicht mehr aufschieben wollten. Als Gründe für Sabbaticals zählen Weltreisen, man möchte aus dem Alltag ausscheren, will Neues über sich selbst oder eine Sprache lernen. Das Portal Karrierebibel.de spricht allen Interessenten den dafür zweifellos auch erforderlichen Mut zu: „Einfach mal nur an sich selbst denken!“ Letzteres ist sogar gefettet, da will sich der Gedanke, das könnte sie an Mütter richten, nicht auf Anhieb einstellen. Ein Ehrenamt im Kirchenvorstand gewinnt unvermutet an Attraktivität. MARTINA LENZEN-SCHULTE



Kein Kuss hilft: Julien de Lamare (Swann Arlaud) und Jeanne Le Perthuis des Vauds (Judith Chemla)

Foto Film Kino Text

## Diese Welle im Strom des Bewusstseins

Stéphane Brizés Film „Ein Leben“ nach Guy de Maupassants Roman

Alle paar Jahre kommt ein Film in die Kinos, der die Spielregeln für alle Filme verändert. Der ein Fenster aufreißt, durch das noch niemand geschaut hat. Der etwas sieht, das bislang noch niemand gesehen hat. Diese Neubestimmung der Regeln kann auf laute und spektakuläre Weise vorstattgehen, wie bei Stanley Kubricks „2001 – Odyssee im Weltraum“, der vor genau fünfzig Jahren in die amerikanischen Kinos kam. Oder sie geschieht beinahe lautlos, ohne große Ankündigung und auf einem Schauplatz, auf dem sie niemand erwartet. Zum Beispiel im Kostümfilm.

Stéphane Brizés Film „Ein Leben“ beginnt mit einer Gartenszene. Ein Mann und ein Mädchen: Sie harken den Boden, stecken Setzlinge hinein, gießen Wasser nach. Es ist das Jahr 1819: Der Baron Simon-Jacques Le Perthuis des Vauds zeigt seiner Tochter Jeanne, wie man Salatköpfe pflanzt. Sie tragen die Kleidung ihrer Zeit, der Baron eine Jacke mit geknöpfter Weste, die Baroness einen weiten dunklen Rock, der beim Gießen über die Setzlinge schleift. Aber sie wirken nicht kostümiert. Im Gegenteil, sie bewegen sich so selbstverständlich, dass man zweimal hinschauen muss, um zu erkennen – etwa an den Frisuren, den Schuhen –, dass die Szene nicht in der Gegenwart spielt.

Wenig später stellt sich ein Heiratskandidat in Jeannes Familie vor. Es ist Julien, ein adliger Nachbar, und er kommt mit der Kutsche, begleitet vom örtlichen Priester. Man sitzt bei Tisch und plaudert über Stammbäume, gemeinsame Bekanntschaften, Klatsch, und Jeanne blickt ab und zu schüchtern zu dem jungen Mann hinüber. In der nächsten Szene wird sie von ihren Eltern zur Ehe mit ihm überredet, und in der übernächsten liegen sie bereits im Bett, er auf ihr, und während Julien zu stöhnen beginnt, malen sich auf Jeannes Gesicht die Angst und die Qualen der Entjungferung. Kurz davor aber, in der Lücke, die durch die nicht gezeigte Hochzeit entstanden ist, haben wir etwas Unerwartetes gesehen: Jeanne als alte Frau im Witwenkleid. Sie starrt vor sich hin. Das Bild der Hochzeitsnacht ist ihre Erinnerung daran. So war es nicht wirklich – oder doch, ja, genau so war es, denn so hat sie es erlebt.

„Ein Leben“ ist ein Roman von Guy de Maupassant, erschienen 1883. „L'humble

vérité“, „Die schlichte Wahrheit“, war der ursprüngliche Titel des Buchs. Wenn man es liest, weiß man nicht, was man mehr bewundern soll, die kristallklare Sprache und szenische Genialität Maupassants oder sein Wagnis, die Geschichte einer Frau zu erzählen, die in jedem anderen Roman eine Nebenfigur gewesen wäre. Denn anders als Emma Bovary oder Balzacs „Frau von dreißig Jahren“, ihre Vorgängerinnen in der Weltliteratur, hat Jeanne Le Perthuis des Vauds nicht die Kraft, gegen ihr Unglück aufzubegehren. Sie sieht hilflos zu, wie ihr Mann sie erst mit ihrer Dienerin und dann mit ihrer besten Freundin betrügt, und sie lässt sich von ihrem Sohn, einem Spieler und Bankrotteur, nach dem Strich und Faden ausnehmen, bis das gesamte Familienerbe vergeudet ist.

In all dem Elend träumt Jeanne vom Glück: von den Frühlingstagen der Kindheit; von den Umarmungen ihres Ehemanns; vom Wiedersehen mit Paul, ihrem Sohn. Sie ist, mit anderen Worten, die ideale Heldin einer Literatur, die vom Innenleben statt von den äußeren Taten der Menschen handelt, und eines Kinos, das Bewusstseinsinhalte in Bilder verwandelt. Eines Kinos, das es nicht gibt.

Oder nicht gab, bis zu diesem Film, bis zu Stéphane Brizés „Ein Leben“. Die Freiheit, klassische Romanfiguren als Zeitgenossen zu behandeln, haben sich vor Brizé schon viele französische Regisseure genommen (und ein paar deutsche, wie Dominik Graf mit seinem Schiller-Film „Die geliebten Schwestern“). Aber Brizé geht einen Schritt weiter. Er lässt uns sehen, was Jeanne sieht, während sie von dem schönen Leben phantasiert, das sie nicht hatte – den Fluss der Gedanken, die Verfertigung der Wirklichkeit beim Träumen.

Und er setzt diese Phantasiebilder nicht durch Weichezeichner, Überblendung und andere Kineffekte von der „wahren“ Fiktion, von der Geschichte im üblichen Sinn ab, sondern stellt sie mit ihnen auf eine Stufe. Nur in der Lichtintensität unterscheidet sich Jeannes Traumreich immer deutlicher von der Welt, in der sie ihre Tage zubringt. Denn während in Jeannes Erinnerung der Sommer nie zu Ende geht, wird es in ihrem Leben Herbst. Ihre Eltern sterben, ihr Sohn geht nach England, ihr Vermögen zerrinnt. Als das Schloss, Jeannes letzter Besitz, verkauft werden

muss, nimmt das Dienstmädchen Rosalie, das zu seiner Herrin zurückgekehrt ist, die alte Frau zu sich ins Haus. Wie ein Gespenst lauert die Greisin jetzt am Straßenrand und wartet auf Briefe von Paul. Die Vision vom Anfang des Films hat sich erfüllt, die Bilder sind am Ziel. „Und das war alles“, würde es jetzt bei Flaubert heißen, der in Maupassant seinen literarischen Erben erkannte und förderte. Aber Maupassant ist noch nicht fertig mit Jeanne.

Einen großen Roman zu verfilmen sei „ein Arm drücken mit dem Werk“, hat Brizé erklärt, ein Kampf gegen den Sog der Wörter, ein bitteres Duell. Das merkt man dem Film nicht an, vielleicht auch deshalb, weil er alles weglässt, womit das Kostümkino den Text sonst erdrückt: große Garderoben, üppige Interieurs, Treibjagden, Tänze; selbst die Eisenbahn, die bei Maupassant am Ende den Beginn eines neuen Zeitalters markiert, ist gestrichen. Die Kamera holt die Darsteller durch Teleobjektive heran und bleibt dennoch auf Distanz. Der Bildausschnitt im alten Fernsehformat 1:1,33 macht die Leinwand zum Guckkasten. In diesem Kasten aber geschieht das ewige Wunder der Kinematografie: Die Zeiten und Räume fließen ineinander, und wir blicken in den Bewusstseinsstrom eines Lebens. So wie Maupassant über Flaubert hinausging, lässt Brizé die gewöhnliche Literaturverfilmung hinter sich, ihre Schauwerte, ihre ästhetischen Kompromisse, ihre Szenenbastelei. Er hat das Buch nicht adaptiert, er hat es übersetzt: in eine Sprache, die dem Sog der Wörter widersteht.

„Ein Leben“, mit anderen Worten, ist also eher die Geschichte eines Gesichts als die Besichtigung einer Geschichte. Dass Brizé dieses Gesicht mit der bei uns kaum bekannten Judith Chemla gefunden hat, ist das zweite Wunder dieses Films. Wie Chemla das Vergehen der Zeit in ihren Zügen spiegelt, wie sie in ihren Körper allmählich die Last von vierzig Erwachsenen-jahren einschreibt, lässt sich in dürren Sätzen nicht wiedergeben, man muss es sehen. So wie den Wechsel der Jahreszeiten, der Pflanzen, der Lichtstimmungen, den Brizé mit der Kamera dokumentiert. Wider jede ökonomische Vernunft hat er die Dreharbeiten fast über ein ganzes Jahr hin ausgedehnt. Aber was heißt schon Ökonomie, wenn der Roman eines Lebens auf dem Spiel steht. ANDREAS KILB

## Masse Mensch

Der Sommer lächelt schon, und dass die Erde ein schöner Ort ist, der nicht überall und jederzeit von Ungeziefer befallen ist, gehört zu den glücklichen Feststellungen über die Natur, die wir nicht jeden Morgen neu bewusst machen müssen. Der tägliche Horror, den etwa die invasive Eichen-spinnerraupe – vulgo: „Zombie-Raupe“ – verbreitet, wenn sie Bäume kahlfrisst, lässt so ziemlich alle, die ihn nicht hautnah erleben und dabei den Brennhaaren der Larve zu nahe kommen, ziemlich kalt. Von der beklagenswerten Minderheit der Gespinnntgeschädigten machen wir uns allerdings auch kein wirkliches Bild. Es sei denn, wir stellen uns vor, wie in Kafkas „Verwandlung“ selbst als Ungeziefer aufzuwachen und vom mörderischen Gespinst verschluckt zu werden. Aber wer tut sich das schon an? Als Feindbild begegnet uns die Natur derzeit sowieso fast nur noch in Gestalt des Wolfes. Der hat, kaum dass er wieder im Dunstkreis unserer Zivilisation auftaucht und seinen Hunger stillt, die literarisch für ihn vorgesehene Rolle wieder fest eingenommen. Ein Entrinnen aus dem Zwicklicht ist für manche Kreatur eben unmöglich. Anders der Mensch. Abgesehen von schaurigen Bezeichnungen wie der vom „Krebsgeschwür Mensch“, die sich halten, aber sprachlich erkennbar aus medizinisch schlecht unterrichteten Kreisen stammen, ist der Mensch mit sich im Reinen. Er hat noch stets herausgefunden aus dem Büfheremd und füllt seine selbstgewählte Rolle im Haushalt der Natur. Im Journal der amerikanischen Wissenschaftsakademie ist diese Rolle jetzt von israelischen Forschern auf eine so eindrückliche Weise dokumentiert worden, dass die Lektüre allenfalls in kleinen Dosen empfohlen werden kann. Andernfalls könnte es uns nämlich wie Kafkas Gregor Samsa ergehen, dass uns nämlich die Verwandlung in ein Ungeziefer wirklich gelingt und wir daran zugrunde gehen. Die besagte Bestandaufnahme hat zum Beispiel ergeben, dass von den 550 Milliarden Tonnen organischen Materials auf dem Planeten 82 Prozent pflanzlich, 13 Prozent bakteriell, und der ganze winzige Rest – fünf Prozent – für alles andere vom Pilz bis zum Elefanten bleibt. 7,6 Milliarden Homo sapiens bringen es auf mickrige 0,01 Prozent Biomasse. Die Brisanz freilich ergibt sich weniger aus der Gewichtsverteilung denn aus der gewaltigen Wirkung unser irdischen Präsenz. Wildnis ist praktisch ausgeradiert. Nur noch vier Prozent der Säugetier-Masse kommt von Wildtieren, das Hausvieh und der Mensch stellen 96 Prozent. Seit Beginn der Zivilisation sind 83 Prozent der Landsäugetiere, 80 Prozent der Meeressäuger und die Hälfte der Pflanze verschwunden. Berechtigterweise ließe sich an der Stelle einwenden, dass die historischen Daten zum Wildtierbesatz lückenhaft sind. Sicher ist allerdings auch, dass die Datensammler noch gar nicht zum Kern der Misere vorgedrungen sind. Der Mensch ist nämlich, wie amerikanische Ökosystemforscher nun durchblicken lassen, für viele der anderen Geschöpfe offenbar nicht nur tödlich, sondern mit all seiner Chemie-, Licht- und Plastikverschmutzung auch krebserrregend. Nur hat die Krebsgeschwülste in der Natur bisher niemand gezählt. Erst mal aber kommt der Sommer. jom

## KZ-Idee auf der Zugfahrt

Eklat bei der Verleihung des Alfred-Kerr-Preises

Zum Abschluss des diesjährigen Theatertreffens wurde zum wiederholten Mal der mit 5000 Euro dotierte Alfred-Kerr-Preis für den besten Darsteller verliehen. Diesmal ging er an den 1981 geborenen belgischen Schauspieler Benny Claessens für seine Leistung in der Hamburger Inszenierung von Elfriede Jelineks „Am Königsweg“. Bei der Verleihung hielt Milo Rau, gefeierter Dokumentartheatermacher und designerter Intendant des Genter Nationaltheaters, eine Festrede über den „Schauspieler des 21. Jahrhunderts“, die er nach eigener freimütiger Angabe „auf der Zugfahrt“ verfasst hatte. Darin berichtete er über sein Erwerbungserebnis beim Besuch einer René-Pollesch-Trilogie. Das seien für ihn Stücke gewesen, „die nicht nach der KZ-Manier des deutschen Stadttheaters funktionierten, wo alle etwas aufführen müssen, was ihnen der Lagerleiter vorgeschrieben hat, weil es eben zur deutschen Kultur gehört“. Nicht nur die Präsidentin der Kerr-Stiftung, sondern auch die Angehörigen von Holocaust-Überlebenden im Publikum ließ dieser geschmacklose Vergleich mit Entsetzen zurück. In der bei nachtkritik.de publizierten Fassung seiner Rede hat Rau den Passus inzwischen geändert. Thomas Oberender, Leiter der Berliner Festspiele, ließ mitteilen, den Vergleich empfinde er „als falsch“, obgleich die Rede im Ganzen doch „ideenreich“ gewesen sei. Wie viel Inspiration man in anderer Sache von jemandem erwarten darf, der an entscheidender Stelle so danebenlangt, ist allerdings fraglich. Ebenso wie das professorale Angehen damit, seinen Vortrag erst im Zug geschrieben zu haben. stra